



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Großherzog Friedrich von Baden †. Das englisch-russische Abkommen.)

Großherzog Friedrich von Baden ist aus diesem Leben geschieden. Wenige Tage nach der Vollendung seines einundachtzigsten Lebensjahres warf eine schwere Erkältung den greisen Fürsten auf das Krankenlager, und nach einer Woche vollbanger Sorge ist eingetreten, was befürchtet wurde: am Morgen des 28. September hat ein sanfter Tod ihn aus einem reichgesegneten Leben hinweggenommen. Was die Herzen des deutschen Volkes bei dieser Nachricht bewegte, war etwas ganz eigenartiges. Die Verehrung, die der Träger einer Krone nach pflichttreuer und hingebender Erfüllung seines hohen und schweren Berufes bei seinem Volke zurückläßt, die ehrliche Trauer um einen Großen dieser Erde, der nie vergaß, die Betätigung einer edeln und schlichten Menschlichkeit allem andern voranzustellen, und der sich des Vorbildlichen des Fürstenberufs in besonderm Maße bewußt war — das alles erschöpft noch nicht die Empfindungen, die das Hinscheiden des Großherzogs erweckt. Vom Sterbebett eilt der Blick in die Vergangenheit zurück und haftet unwillkürlich an einem der bedeutungsvollsten Augenblicke deutscher Geschichte. Verstummt für immer ist nun der Mund, aus dem das erste Hoch auf den ersten Kaiser des neuen Deutschen Reiches erscholl. Das allmähliche Versinken einer großen Zeit kommt uns schmerzlich zum Bewußtsein, wenn einer nach dem andern von denen, die sie nicht nur miterlebt, sondern auch miterkämpft und mitgeschaffen haben, von uns scheidet. Von den deutschen Fürsten, die die Regierung führten, als das Deutsche Reich geschmiedet wurde, sind jetzt nur noch drei am Leben, Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg und Fürst Heinrich der Vierzehnte von Reuß j. L. Aber der verstorbene Großherzog war noch in einem ganz besondern Sinne Träger des Reichsgedankens. Die Notwendigkeit der Einigung der deutschen Stämme und Staaten unter preußischer Führung war ihm schon innere Überzeugung, als die meisten deutschen Bundesfürsten diesem Gedanken noch mehr oder weniger fremd und widerwillig gegenüberstanden. Es war nicht nur die persönliche Verbindung, die ihn, den Schwiegersohn des nachmaligen deutschen Kaisers, an das preußische Königshaus knüpfte; es war vielmehr der unmittelbare Ausfluß seiner Persönlichkeit und seiner Erfahrungen. Seinem innersten Wesen nach war er eng verwachsen mit seinem süddeutschen Stammlande, das er zu beherrschen berufen war, und mehr als ein patriarchalischer Zug haftete ihm an. Aber in glücklicher Mischung, wie sie nur echte Vornehmheit und Herzensgüte hervorzubringen vermögen, verband er damit einen weiten und freien Blick für alle Erfordernisse der Zeit, ein feines Verständnis auch für das, was nicht innerhalb seiner nächsten Sphäre lag. Alle diese glücklichen Anlagen hatte er an schwierigen Aufgaben zu üben und zu bewähren gehabt. Als sich das Leben seines Vaters, des Großherzogs Leopold, schon dem Abend zuneigte, er also darauf rechnen mußte, bald zur Regierung berufen zu werden, war das Land vom revolutionären Taumel erfaßt worden. Altes und Neues traten in unausgeglichenem Gegensatz einander gegenüber und trieben die Bevölkerung zu Bürgerkrieg und Aufruhr. War auch äußerlich der Friede wiederhergestellt, als Prinz Friedrich nach dem Tode des Vaters zunächst als Regent an Stelle seines regierungsunfähigen Bruders die Zügel ergriff, so waren doch die Wunden, die der Aufstand geschlagen hatte, zum großen Teil noch offen, und es bedurfte nicht nur der milden Veröhnlichkeit des neuen Regenten, sondern auch der Klugheit und Ehrlichkeit, die in solchen Tagen

nur ein freier und vornehmer Geist bewahren kann, um dem Lande ganz und gar die innere Ruhe wiederzugeben. In dieser strengen Schule seiner ersten Regierungsjahre gewann Großherzog Friedrich die Kunst, in der stärkern äußern Krisis, die die deutsche Einheitsbewegung mit sich brachte, sein Volk den rechten Weg zu führen und in vorbildlicher Weise zu erfüllen, was die Zeit von den deutschen Fürsten forderte. Notgedrungen brachte er den Interessen seines Landes zunächst das für ihn persönlich schwere Opfer, im Feldzug 1866 auf die Seite der Gegner Preußens zu treten; aber sobald er die Freiheit seiner Entschlüsse wiedererlangt hatte, beschritt er unbeirrt den Weg, der seiner durch und durch deutschen Gesinnung entsprach, und zeigte, daß er die Bedeutung der Stunde erfaßt hatte. Vermittelnd, ausgleichend, versöhnend, überall helfend und fördernd, oft auch mit starker Selbstverleugung manchen eignen Wunsch höhern Interessen unterordnend, arbeitete er dem großen Kanzler in die Hand. So ist er unter den deutschen Fürsten der erste gewesen, der sich um die Herstellung der Reichseinheit durch seine persönliche Mitarbeit verdient gemacht hat, und diesem Leitgedanken seines Lebens ist er bis zum letzten Atemzuge unerschütterlich treu geblieben. Daß unter den am 18. Januar 1871 in Versailles versammelten Fürsten gerade er es war, dem die Ausbringung des ersten Kaiserhochs zufiel, war zwar durch die Forderungen der höfischen Etikette bestimmt, aber das Schicksal fügte es, daß sich darin zugleich die Wahrheit bekundete, daß kein anderer so sehr berufen war, der Begeisterung über die Aufrihtung des neuen Reichs den ersten Ausdruck zu geben, wie Großherzog Friedrich von Baden. Diese große geschichtliche Bedeutung sichert ihm für alle Zeiten einen Platz in den Herzen des deutschen Volks, das ihm unauslöschlichen Dank und treue Verehrung bewahren wird.

In den Beurteilungen der auswärtigen Politik des Deutschen Reichs hat das kürzlich veröffentlichte russisch-englische Abkommen eine bedeutende Rolle gespielt. Schon damals, als die Tatsache bekannt wurde, daß eine Verständigung zwischen England und Rußland wahrscheinlich geworden sei, tauchte die Ansicht auf, daß das als eine Niederlage der deutschen Politik anzusehn sei. Fürst Bülow hat seinerzeit im Reichstage diese Auffassung zurückgewiesen. Das hat aber ihre Verfechter nicht gehindert, auch jetzt wieder mit ähnlichen Urteilen hervorzutreten. Es hat allerdings eine Zeit gegeben, in der der Gegensatz zwischen England und Rußland in Asien die Weltlage zu beherrschen schien, und das prägte sich dem Bewußtsein der Zeitgenossen so tief ein, daß man sich daran gewöhnte, die Weltpolitik in der Hauptsache von diesem Standpunkt aus zu betrachten. Daraus entwickelte sich die schon von Bismarck bekämpfte Anschauung, daß es Deutschlands Aufgabe sei, in dem Kampfe, der sich, wie man glaubte, daraus entwickeln werde, Partei zu ergreifen, oder daß es wenigstens Vorbereitungen treffen müsse, daraus Nutzen zu ziehn. Nun hat zwar Fürst Bismarck stets ein enges Einverständnis mit Rußland empfohlen, aber aus ganz andern Gründen und niemals im Sinne einer gegen England gerichteten Spitze. So wie damals die Verhältnisse lagen, kam für das Deutsche Reich nur eine europäisch-kontinentale Politik in Frage. Die Rücksichten dieser Politik forderten eine Anlehnung an Rußland in Anbetracht unsrer geographischen Lage, der durch die natürlichen wirtschaftlichen Interessen bedingten Verhältnisse und der damaligen Tendenzen der französischen Politik. In der Hauptsache bestehn diese Gründe für ein möglichst freundliches Verhältnis zu Rußland auch heute noch fort und sind von dem Fürsten Bülow wiederholt anerkannt worden. Aber die Weltlage ist wesentlich verändert, und wenn schon Fürst Bismarck es ablehnte, sich durch die Beziehungen zu Rußland in eine anti-englische Politik hineindrängen zu lassen, so haben wir heute noch weniger Ursache als damals, uns zwischen Rußland und England zu

stellen, sei es, daß wir in einer Frage, in der diese beiden Mächte als Rivalen erscheinen, einseitig und unnötig Partei ergreifen, oder sei es, daß wir überhaupt mit diesem Gegensatz als einer dauernden Erscheinung rechnen oder ihn gar schüren, um in irgendeiner Weise die Rolle des tertius gaudens zu übernehmen.

Die Wahrheit ist, daß der Wettbewerb Englands und Rußlands um die Oberherrschaft in Asien überhaupt seine überragende weltpolitische Bedeutung eingebüßt hat. Es ist noch nicht lange her, daß die eigentliche Weltstellung Großbritanniens ziemlich außerhalb der Sphäre der europäischen Interessen lag. Verwundbar fühlte sich diese Macht nur in Indien, und von diesem Standpunkte aus mußte sie das beharrliche, zielbewußte Vordringen Rußlands in Mittelasien, so wie es sich namentlich unter Nikolaus dem Ersten und Alexander dem Zweiten vollzog, als bedrohlich empfinden. Aber die Entwicklung der nordamerikanischen Weltmacht, die Kolonialpolitik Frankreichs, Deutschlands und Italiens in Afrika, endlich Rußlands ostasiatische Politik, die Katastrophe dieser Politik und die neue Großmachtstellung Japans haben das Weltbild so sehr verändert, daß die früher beherrschende Frage, von der das Schicksal des asiatischen Erdteils abhängig zu sein schien, jetzt nur noch eine von den vielen Fragen ist, mit deren Lösung sich die Politik der großen Weltmächte zu befassen hat. Wir haben es also mit einer allgemeinen Erweiterung des Schauplatzes der großen Politik zu tun. Daraus folgt freilich auch eine allgemeine Interessenerweiterung aller der Mächte, die ein Recht haben, in dem Wettlauf der Völker in der ersten Reihe zu stehen. Und daß unter diesen Völkern auch das deutsche sein muß, das wird sich nicht bestreiten lassen. Aber je größer die Aufgaben werden, die den Völkern gestellt sind, desto genauer und schärfer müssen auch die Ziele bestimmt werden, desto klarer muß man sich nicht nur über die Mittel sein, mit denen man arbeiten will, sondern auch über alle Folgen, die aus dieser Arbeit entstehen. Wenn wir, um das nächste Ziel unsrer nationalen Einigung zu erreichen, drei Kriege haben führen müssen, so folgt daraus nicht, daß wir bei der Erfüllung der neuen weltpolitischen Aufgaben mit den gleichen Mitteln nur eine rücksichtslose Ausbreitung unsrer Macht zu verfolgen haben. Wir halten darum in unsrer Weltpolitik den Grundsatz fest, daß wir, fest auf unsrer heimischen Macht fußend, keine Politik der Abenteuer und der äußern Machterweiterung treiben, sondern in friedlicher Tätigkeit unsre wirtschaftlichen Interessen überall wahrnehmen, wo es uns notwendig erscheint, ohne uns in dem guten Recht hindern zu lassen, das jeder solchen friedlichen Tätigkeit gegenwärtig überall eingeräumt wird. Darum weisen wir allerdings auch jeden Gedanken ab, der uns unter Vorpiegelung einer äußern Machterweiterung veranlassen will, etwas von unsern wohlbegründeten wirtschaftlichen Interessen aufzugeben. In dieses Gebiet gehören die zahlreichen Vorschläge, denen wir in der Marokkokrise begegnet sind und immer wieder begegnen, wonach Deutschland eine Art von Tauschgeschäft eingehen soll. Es soll Frankreich in Marokko freie Hand lassen und dafür in Kleinasien oder sonst irgendwo Zugeständnisse erhalten. Wir wollen aber Lösungen dieser Art nicht, weil sie uns in ihren weitem Wirkungen in eine unhaltbare Stellung bringen und unsre wahren und berechtigten Interessen schädigen müssen.

Ähnlichen Vorschlägen begegnen wir auch in der Besprechung des englisch-russischen Abkommens. Auch hier glaubten viele die Gelegenheit gegeben, irgendein schwer aufrechtzuerhaltendes, uns mit unübersehbaren Schwierigkeiten bedrohendes Zugeständnis als angeblichen „Vorteil“ herauszuschlagen — natürlich um den Preis einer gründlichen Verstimmung der beiden Mächte, die aus Gründen, an denen wir gar nicht beteiligt waren, den Entschluß gefaßt hatten, sich zu verständigen. Wir haben diese Torheit nicht begangen, sondern nur darauf gesehen, daß das Abkommen keine

Bestimmungen enthielt, die die Rechte eines Dritten berührten. So haben wir für die rein wirtschaftlichen Bestrebungen, die wir in Persien verfolgen, freie Hand behalten. Wir würden uns bei diesen berechtigten Bestrebungen selbst die größten Nachteile und Schwierigkeiten bereitet haben, wenn wir etwa uns hätten verleiten lassen, etwas davon aufzugeben, um irgendein Zugeständnis dafür einzutauschen, das vielleicht bei uns daheim als ein Erfolg gepriesen worden wäre, uns aber nur dem allgemeinen Mißtrauen ausgesetzt und unsre politische Lage erschwert hätte.

Ob das englisch-russische Abkommen alle die Hoffnungen erfüllen wird, die in diesen Vertrag gesetzt werden, kann heute natürlich niemand sagen. Die Hauptsache ist, daß die Verständigung zurzeit einem entschiednen Bedürfnis beider Teile entspricht. Damit müssen wir rechnen, und es verstieße stark gegen unser wahres Interesse, dazu schein zu sehen. Denn es handelt sich um Gebiete, in denen wir keinen unmittelbaren politischen Interesse zu vertreten haben. In der englischen und der russischen Presse erörtert man eifrig die Frage, wer aus dem Abkommen den größern Gewinn gezogen habe. Über diese Frage schon jetzt zu urteilen, ist kaum möglich. Glaubt man, daß es sich um einen Waffenstillstand in einem Kampfe handelt, der über kurz oder lang wieder aufgenommen wird, dann ist die Frage, wer von den beiden Vertragsschließenden etwas mehr oder weniger erhandelt hat, ziemlich müßig. Aber auch, wenn man meint, daß dieser Vertrag von dauerndem Wert sei, wird man sich erinnern müssen, daß er ja nur feststellt und anerkennt, was jetzt schon Tatsache ist. Wir glauben deshalb, daß wir auf die Frage, wer bei dem ganzen Handel am meisten gewonnen hat, nicht allzuviel Wert zu legen brauchen. Das Abkommen ist der Ausdruck für ein offenes Bedürfnis der beiden Mächte, sich gegenseitig keine Beunruhigungen zu schaffen, ein Bedürfnis, das voraussichtlich noch recht lange vorhalten wird. Und das ist die Seite der Sache, mit der wir zu rechnen haben, und die uns am meisten interessieren muß.

Sully Prudhomme, der Dichter der Philosophie. Am 7. September dieses Jahres starb René François Armand Sully Prudhomme, einer der geistvollsten französischen Dichter unsrer Zeit, auf seinem kleinen Landsitz Châtenay bei Paris. Als die Grenzboten im Jahrgang 1889, Nr. 40, in einem literarischen Essay von Ernst Groth die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise Deutschlands auf Sully Prudhomme gelenkt und seine geistige Bedeutung und die Grundideen seiner philosophischen Dichtungen dargestellt hatten, war der Dichter über diese erste literarische Würdigung im Auslande sehr erfreut und schrieb dem Verfasser einen Brief, der nicht nur ein Beweis von der in Frankreich oft gerühmten Liebenswürdigkeit und Dankbarkeit des Dichters ist, sondern auch literargeschichtlich nicht ohne Wert sein dürfte. Das uns zur Verfügung gestellte Schreiben ist aus Paris vom 19. Oktober 1889 und lautet:

Monsieur et honoré confrère. J'ai trouvé chez moi, après une absence prolongée, l'article si intéressant que vous avez composé sur mes ouvrages. Je regrette vivement de n'avoir pu en prendre connaissance plus tôt et de vous avoir fait attendre tous les remerciements que je vous dois pour cette étude approfondie, où vous avez analysé mes poésies avec toutes les ressources d'une critique très bien informée et singulièrement sagace.

Votre appréciation a d'autant plus de valeur à mes yeux que, dans l'état des relations internationales, la faveur ne saurait y avoir aucune part. Je suis très heureux que mon interprétation poétique des principaux systèmes philosophiques dans mon dernier poème le Bonheur, soit approuvée de vous; les lecteurs français sont moins préparés que les allemands, à admettre l'intrusion

de la philosophie dans les domaines de la poésie. Parmi les jugements que vous portez sur mes divers recueils de poésies, je relève celui-là de préférence aux autres, parce qu'il m'est le plus à cœur, mais je vous sais gré de tous également pour l'impartialité qui en font le prix et pour l'intime connaissance que j'y trouve de mon idéal littéraire.

Veillez agréer, Monsieur et honoré confrère, l'expression de mes sentiments les plus distingués.

Sully Prudhomme.

Was Sully Prudhomme in diesem Briefe von dem Eindringen der Philosophie in die Gebiete der Dichtkunst sagt, ist für sein dichterisches Schaffen und seine literarische Stellung höchst bezeichnend. Er wollte nicht ein unselbständiger Epigone der sentimentalen Romantik sein, nicht ein Nachtreter von Lamartine, Théophile Gautier, Vigny, Musset und Victor Hugo, sondern eine eigene dichterische Individualität, ein Entdecker neuer geistiger Provinzen für die Poesie, ein Baumeister mit neuem Gedankenmaterial, das er aus dem Schachte der Psychologie, der Philosophie und der exakten Wissenschaften herausholte, er wollte der Begründer einer neuen Lyrik sein, der poésie scientifique. Was Sully Prudhomme an die Parnassiens und deren Führer Leconte de Lisle und Théodore de Banville knüpft, ist seine heilige Scheu vor dem Genius der Sprache, die Genauigkeit des Ausdrucks, die Schönheit des Rhythmus und die Kraft des Reimes, aber an Gedankentiefe überragt er sie alle. Er hatte das zweifelhafte Glück, daß eins seiner kleinern elegischen Gedichte aus seinen Stances (1865), ein Bravourstück für Vortragskünstler, *Le Vase Brisé*, sehr populär wurde, und wie das ähnlich auch andern Dichtern gegangen ist, nach dieser poetisch ziemlich unbedeutenden Erstlingsfrucht, einer Allegorie des gebrochenen Herzens, ist Sully Prudhomme von seinen Zeitgenossen in die Gruppe der Elegiker trotz seinem Protest beständig eingereiht worden, während man seinen wirklich originellen philosophischen Dichtungen *La Justice* und *Le Bonheur* und seinem Testament philosophique fast vollständig verständnislos gegenüberstand. Der Gedanke Sully Prudhommés, die Philosophie und die Wissenschaften für den Strom der Dichtkunst auszunutzen, ist in der französischen Literatur nicht neu; er hatte schon in André Chénier einen überzeugten Vertreter gefunden. „Torricelli, Newton, Kepler und Galilei, jagt Chénier in seinem Gedichte *L'Invention*, haben jedem neuen Vergil Schatzkammern eröffnet; die menschlichen Wissenschaften können die Gebiete ihrer Herrschaft nicht ausdehnen, ohne auch den Raum der Dichtkunst zu erweitern. Welche lange Arbeit hat ihr das Weltall erobert! Vor den Blicken eines Buffon öffnet die Erde unverschleiert und ungehindert ihren Schoß, ihre Quellen, ihre Wunder. Welche Fülle von Bildern, von erhabnen Anschauungen hebt sich aus diesen großartigen Dingen, die unserm Zeitalter aufbewahrt worden sind.“ Aber Chéniers Versuch, den er in dieser Richtung mit seinem Gedicht *Hermès* machte, blieb unvollendet. Sully Prudhomme hat diese Ideen mit mehr Glück verwertet. Die Schopenhauer'sche Willensmetaphysik und die Mitleidstheorie sind der Grundzug in seiner Dichtung *La Justice*. „Ich möchte zeigen, sagt er im Vorwort, daß die Gerechtigkeit weder aus dem Wissen allein hervorgehen kann, das die unbewußten Triebe des Herzens verdächtigt, noch aus dem edelmütigen Nichtwissen, das sich völlig auf das Herz verläßt, sondern daß die Ausübung der Gerechtigkeit das zarteste Mitleid für den Menschen erfordert, das durch die tiefste Kenntnis seines innern Wesens erleuchtet wird.“ Geradezu eine poetische Paraphrase der philosophischen Systeme ist seine Dichtung *Le Bonheur*. Der Held Faustus — man könnte die Dichtung fast einen dritten Teil zu Goethes Faust nennen — sucht nach dem Glücke des Lebens. Er durchheilt im Geiste die Lehren der griechischen Weisen von Thales bis Epikur und findet kein Gedanken-

gebäude, das seine innere Sehnsucht stillen und seinen Wissenstrieb befriedigen könnte. Er studiert die Lehren der Kirchenväter, er versenkt sich in Anselms Ideen:

Anselme, ta foi tremble et la raison t'assiste:
Toute perfection dans ton Dieu se conçoit;
L'existence en est une il faut donc qu'il existe;
Le concevoir parfait, c'est exiger qu'il soit.

Faustus prüft mit Heißhunger die Systeme der neuern Philosophen Bacon, Descartes, Malebranche, Spinoza, Leibniz, Berkeley, Hobbes, Hume, Condillac, Locke, Voltaire, Rousseau, Jacobi, Kant, Fichte, Schelling, Hegel und schließt mit Schopenhauer: Volonté, ton salut c'est de tendre au néant.

Es ist natürlich, daß Verse, in denen der Dichter die Ergebnisse des philosophischen Denkens wiedergibt, mehr der gehobnen Prosa als der lyrischen Sprache entstammen müssen, um so mehr muß man aber bewundern, mit welcher Formengewandtheit und Klarheit Sully Prudhomme die Grundlehren der einzelnen Systeme dargestellt hat.

Als die Grenzboten im Jahre 1889 auf die hohe ideale Tendenz Sully Prudhommés hinwiesen, war seine literarische Gemeinde, wie aus dem hier abgedruckten Briefe hervorgeht, noch sehr klein; sie ist aber beständig gewachsen. Im Jahre 1902 wurde ihm der Nobelpreis in Höhe von 150000 Mark verliehen, eine Summe, deren größten Teil er sofort in großmütiger Weise zur Unterstützung junger französischer Schriftsteller verwandte. Sully Prudhomme wird einst zu den wenigen Säulen gezählt werden, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die französische Literatur vor ihrem Zusammensturz bewahrt haben.

Heine und Sterne. Auf Anregung Erich Schmidts, der schon längst auf nahe Beziehungen Heines zu Laurence Sterne hingewiesen hatte, untersuchte St. Bacano das Verhältnis genauer. Er weist überzeugend nach,^{*)} daß Sterne Heine in der Zeit von 1822 bis 1830 stark beeinflusst hat, und daß Heine oft bis in nebensächlichen Einzelheiten von ihm abhängig ist, daß sich Heine aber bald von seinem Vorbilde freigemacht hat. Am wertvollsten ist das Ergebnis, daß Heines eigentümliche Art der Mischung tiefster Ergriffenheit und spöttelnder Ironie auch von Sterne übernommen ist. Heine versuchte selbst eine psychologische Erklärung dieser Mischung bei Sterne und charakterisierte sich dadurch selbst. Er schrieb in der Romantischen Schule u. a.: „Mit Unrecht glauben einige Kritiker, Jean Paul habe mehr wahres Gefühl besessen als Sterne, weil dieser, sobald der Gegenstand, den er behandelt, eine tragische Höhe erreicht, plötzlich in den scherzhaftesten, lachenden Ton überspringt, statt daß Jean Paul, wenn der Spaß nur im mindesten ernsthaft wird, allmählich zu flennen beginnt und ruhig seine Tränendrüsen austräufen läßt. Nein, Sterne fühlte vielleicht noch tiefer als Jean Paul, denn er ist ein größerer Dichter.“

^{*)} Heine und Sterne. Zur vergleichenden Literaturgeschichte von Stefan Bacano. Berlin, F. Fontane & Co., 1907. 81 Seiten. Preis 2 Mark.

